



Wie orientiert sich der Schwarze in der Zeit?

Wie orientiert sich der Schwarze in der Zeit?

Von P. Odo Ripp CMM.

Die Weltzeit mit all dem Großen und Überwältigenden, das sich in ihr offenbart, ist wie eine Insel, die von dem uferlosen Gestade der Ewigkeit umspühlt wird. Es folgen sich Tag auf Tag, Monate auf Monate, Jahre auf Jahre, die den Menschen, der sie zählt, schließlich in die Ewigkeit hinübertragen. Niemand kann sich gegen diesen Strom der Zeit stemmen, alle fegt er unerbittlich weg von dem Schauplatz dieser Erde. Wohin geht die Reise, was ist ihr letztes Ziel, wenn nicht den Urgrund, das höchste Wesen zu schauen und zu besitzen, das sich einstweilen hinter allen Welträtseln verbirgt, und doch auf tausenderlei Weisen den gutwilligen Menschen sich offenbart. Allein „der falsche Zauber der weltlichen Eitelkeit verfinstert die guten Anlagen“. (Sap. 4, 12). Und so kommt es, daß vielen Menschen die Zeit kaum etwas mehr bedeutet, als die Luft den Vögeln, oder das Wasser den Fischen. Gedankenlos bewegen sich diese Wesen in dem wohligen Elemente, fristen da ihr Dasein, suchen ihre Nahrung bis sie ihrem Ende entgegensehen. Immerhin haben sie ihrem Zweck gedient, für den sie erschaffen wurden. Anders verhält es sich mit dem Könige der Schöpfung. Er allein kann sich die Frage stellen: „Dic cur hic?“ Sag mal, wozu bist du eigentlich in diesen Fluß der Zeit hineingestellt? Christen können um die Antwort nicht verlegen sein, obivohl auch unter ihnen nicht wenige sind, die vergnügt und träumerisch in ihrem Lebensfahn sitzen und ihn sorgenlos und fruchtlos dem Gestade der Ewigkeit entgentreiben lassen. Wenn solches am grünen Holz geschieht, was wird es mit dem dürren sein? Die Heiden lassen sich über solche aufrüttelnde Fragen der ewigen Bestimmung keine grauen Haare wachsen. Während Gott durch die Stimme des Gewissens und seiner Sendboten sie zur Ein- und Umkehr ruft, überhört bei vielen die Stimme der Sinnlichkeit und Gaumenlust den Gnadenruf, „man tötet Kälber, man schlachtet Schafe, man ist Fleisch und trinkt Wein (Bier)“, man ermutigt sich gegenseitig: „Laßt uns essen und trinken, denn morgen werden wir sterben.“ (Jf. 22, 12, 13). So schlägt man die Zeit tot, indem man von einem Vergnügen zum anderen taumelt. Findet der Leib seine Sättigung, so übersieht man nur allzu leicht alle Bedürfnisse der Seele. Doch tritt bei manchen eine Ernüchterung ein, wenn der Todesengel an ihr Herz klopft, und ein letzter Apell der Gnade zur Besinnung und Entscheidung ruft. Da vollzieht sich ein Wunder göttlicher Barmherzigkeit, die nichts von dem hasset, was sie erschaffen hat, und gern die Sünden der Menschen verzeiht, wenn ein reuiges Geständnis noch in letzter Stunde erfolgt. Eben ist noch Gelegenheit, die letzten Augenblicke der Zeit mit Ewigkeitswerten auszufüllen.

Woran orientieren sich nun die Heiden in der Zeit, die sie meistens so schlecht gebrauchen? Was bringt Abwechslung in deren steten Fluß, von dem sie sich so unbekümmert forttragen lassen? Es sind Sonne und Mond, Tag und Nacht, die ihre Eintönigkeit unterbrechen. Der erste Bote des nahenden Tages ist der Hahnenschrei. Reisende, die einen langen Weg zu machen haben, brechen da auf und steuern ihrem Ziele zu. Doch nach welcher Himmelsrichtung sollen sie da gehen, wenn es stockfinstere Nacht ist? Das zeigt der Rost an, den sie am Vorabend gegen Sonnenuntergang gerichtet haben, woraus sie dann die andern Himmelsrichtungen bestimmen. Fängt es im Osten an zu dämmern, ziehen die ersten Schimmer der Mor-



Paramentenausstellung im Piusseminar, Würzburg

Hier lieber Missionsfreund siehst Du, was Fleiß und Opferliebe zur größeren Ehre Gottes geschaffen hat. Es sei daher allen lieben treuen Mitarbeitern, sowie allen denen, die durch ihre mildtätige Hilfe beigetragen haben, auf diesem Wege ein herzliches „Vergelts Gott“ gebracht.

Photo: Piusseminar, Würzburg

genröte aus, dann ist es „Ochsenhörner-Zeit. Kumpondo zankomo.“ Denn im Zwieliht lassen sich die Hörner der im offenen Viehtraal stehenden Ochsen unterscheiden. Steigt dann die Morgensonne mit ihren erwärmenden Strahlen neu gebadet aus dem Meere auf, so erhebt man sich vom Lager. Man streckt sich wohl, gähnt auch tüchtig, reibt sich die Augen. Mit einigen Handvoll Wasser nezt man sich, so gut es eben geht. Se nach der Jahreszeit nimmt man ein Sonnenbad um die steifen Glieder wieder gelenkig zu machen. Besonders zur Winterszeit trifft man häufig Alt und Jung, wie sie sich an diesem natürlichen Feuerherd wärmen, ähnlich den Eidechsen, die da nach Fliegen schnappen. „Das ist meine Mutter“, sagte einst ein altes Weiblein, die nach der Morgensonne ausschaute. Als ich ihr dann noch das Viaticum verabreichte, ging zum letzten Mal: „Die Sonne der Gerechtigkeit“ in ihrem Herzen auf, erwärmte und stärkte es zur Heimreise in die Ewigkeit.

Will man hier das hohe Alter einer Person anzeigen, so sagt man „sie wärmt sich an zwei Sonnen“, nämlich morgens und abends. Während nun die Sonne ihren Lauf über den Köpfen der Menschenkinder vollendet, so hat jeder Tag seine eigenen Plagen und Sorgen, wie ein hießiges Sprichwort sagt: „Kein Tag geht unter, der nicht seine Vorkommnisse hat!“ Aus dem Stande der Sonne ergeben sich die vier Jahreszeiten, die denen auf der nördlichen Hemisphäre entgegengesetzt sind. Nach der Sonnenwende am 21. Juni, kehrt sie sich allmählich dem Süden wieder zu. Wenn die Tage etwas wärmer und länger werden, sagen die Leute: „Die Sonne holt die Ackerleute.“ Im August frühmorgens erscheint die Sterngruppe der Plejaden isilimela (Pflugzeit) genannt. Nach dieser Gruppe wird der



Hochw. P. Joseph Kammerlechner CMM. im Kreise seiner Angehörigen
Photo: S. Hinterwimmer, Zacherling

Frühling benannt. Allein der hiesige Frühling ist ein säumiger Kunde, entbehrt sovieler Poesie und Lebensfreude, die sein schnelles Auftreten nach des Winters Kälte und Eintönigkeit auf der nördlichen Halbkugel in den Herzen der Menschen hervorzaubert. Monate mühevoller Sorgen ziehen sich hin bis das neue Kind geboren ist. Die Schuld daran trägt oft der Mangel an Regen. Wo dieser Himmelsfegen ausbleibt, kann die Erde kein neues Leben aufsprossen lassen. Dann sind es die kalten Südostwinde, die ungehindert über die länderlose Südsee fegen, und Südafrika daran erinnern, daß am Südpol auch ewiger Schnee und Kälte herrscht. Kommt dann bis Oktober genügend Regen, so kleidet sich die ganze Natur in ihr Festtagskleid. Es ist der Wonnemonat hier, der mit dem Mai in Europa zu vergleichen ist. Der Sommer tritt ein, „ihlobo-Bierde“ genannt.

Ende Februar bricht der Herbst an, „ukwindla d. h. frisches Essen“, wie grüner Mais und andere Früchte. Der Winter „ubusika“ ist die Zeit, wo man allerhand Gräser schneidet zum Häuserdecken, also Schneidezeit. Von einem einheitlichen Klima kann man in Südafrika nicht sprechen, da eben das Land von der Meeresküste nach dem Innern ziemlich aufsteigt und so Kälte und Hitze von der Höhenlage bestimmt ist. Wenden wir uns nun zum trauten Monde und sehen wir, wie er für die Schwarzen die Zeit bestimmt. Diese kennen weder den julianischen, noch den gregorianischen Kalender. Sie zählen ihre Monate nach den Mondphasen. Das neue Jahr beginnt etwa Mitte Dezember, wo das große Fest der Erntlingsfrüchte, der Verkündigung des Gesetzes gefeiert wurde. Hier folgen die Monatsnamen: Januar-Uhlanja, d. h. Paarungszeit der Hunde; Februar-Unbasa-Hartmais. Der Mais am Kolben wird hart, kann nicht mehr grün gegessen werden. März-Umbasa-Feuermont. Da es schon frisch wird, zündet man Feuer an. April-Unhlaba-Monmonat. Es erscheint die feuerrote Blume an der Staude. Mai-Unhlangula-Wegfeger. Der

Wind zerfließt Stengel und Blätter. Juni-Umquba-Treiber. Die Winde treiben Staubwolken vor sich her. Juli-Untulikazi-großer Staub. Die Winde wirbeln zu weissen Staubwolken auf, die die Sonne verdunkeln. August-Uncwaba-Grüner Monat. Das Gras fängt an zu sprossen. September-Umandulo-Vorläufer der Pflugzeit. Oktober-Umfumfu-Sproßmonat. Bäume und Sträucher schlagen aus. November-Ulwezi-Larvenmonat. Manche Bäume hängen voller eingepuppter Raupen. Dezember-uZibandlala-Pfadverdecker. Das wuchernde Gras verdeckt die Pfade.

Der Wandel des Mondes in seiner Zu- und Abnahme wird mit verschiedenen Namen belegt. Es gibt da „eine Scherbe, Blase“ und schließlich tritt der „Tod“ ein. Die Römer meinten, der Mond lüge, weil der zunehmende Mond nördlich vom Äquator die Form eines *decrescit* hat, während der abnehmende Mond in der Form eines *crescit* erscheint, also den Beobachter auf falsche Fährte führt. Hier unten kann man dem Monde so etwas nicht nachsagen, er ist ehrlich und bekennet offene Farbe. Wenn er wächst, so steht er so *crescit*, schwindet er, so bekennet er im Angesichte aller Antipoden seine Schwindsucht und zeichnet in den Himmelsraum ein *decrescit*. Ist der Mond „gestorben“, so legt sich eine gewisse Trauer und feierliche Stille über die Natur, an der die Schwarzen einen innigen Anteil nehmen, indem sie sich mehr in Zurückgezogenheit halten und von Vergnügungen fern bleiben. Schaut aber das Männchen im Monde mit vollen Backen und offenen Augen auf die Bantuleute nieder, so ist er Zeuge manch heiterer Spiele und bunten Treibens, vielleicht gewahrt er auch manches, das ihm die Augen mit Schmerz und Scham verhüllen läßt. „Wirklich“, muß er sich sagen, „das ist ein wankelmütiges Geschlecht, es ist als ob es an meiner Wandelbarkeit teilnehmen.“ Doch, lieber Mond, daran bist du nicht Schuld. Sein Verderben kommt aus ihnen selbst, weil es in der Zeit nicht hört auf die Stimmen, die vielfach aus der Ewigkeit herübertönen, und es zum Dienste des Königs der Ewigkeit einladen. „Denn Gott hat sich durch Wohltun nicht unbezeugt gelassen, er spendet euch vom Himmel her Regen und fruchtbare Zeiten, gab euch Nahrung und erfüllte eure Herzen mit Fröhlichkeit.“ (Act. 14. 17, 18). „Allein, dies Volk hat keine Einsicht, es ist ohne Erkenntnis. O, daß es Einsicht hätte, und es verstände und voraussähe, welches sein Ende sein wird.“ (Deut. 32. 28.).



Wie durch eine Heirat ein Königreich gerettet wurde

Von P. Odo Ripp CMM.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er in seiner Schwäche und Ohnmacht sich um Gesinnungsfreunden und Bundesgenossen umsieht: Denn Wehe dem Alleinstehenden. Er wird bald das Opfer seines mächtigeren Gegners sein. So ist es sowohl im Einzelleben der Menschen als auch im Leben ganzer Völker. Schutz- und Trugbündnisse werden geschlossen, um sich gegen Ubelgesinnte behaupten zu können. Daß man auch